

Qualifizierung für interkulturelle Kommunikation. Trainingskonzeption und -evaluation

von Elke Bosse

München: Iudicium, 2011. 467 S., ISBN 978-3-86205-281-3, €45 / £37

Rezensiert von Guido Rings, Cambridge

Im Kontext der zunehmenden Internationalisierung deutscher Hochschulen liefert die Promotionsarbeit von Elke Bosse interessante Impulse, um Studierende, Hochschulmitarbeiter und Dozenten mit dem breiten Spektrum von Trainingskonzepten für interkulturelle Kommunikation vertraut zu machen und zugleich Grundlagen für zeitgemäße universitäre Weiterbildungsangebote sowie curriculare Erweiterungen zu schaffen.

Die im Rahmen des Hamburger „Hochschulübergreifenden Projekts Interkulturelle Kompetenz für Studierende“ (HOPIKOS) entwickelte Themenstellung wird in insgesamt fünf Kapiteln aufgearbeitet: Nach einer kurzen Einführung (I) werden in knapp 100 Seiten die Grundlagen für eine neuere Konzeption interkulturellen Trainings diskutiert (II), bevor die Autorin zentrale Evaluationsansätze vorstellt (III), anschließend ihre empirische Forschung im Detail analysiert (IV) und im Schlusswort (V) die wesentlichen Ergebnisse hinsichtlich Trainingskonzeption, -evaluation und -wirkungen resümiert.

Für einen möglichen Transfer dieser Forschung ist zunächst vor allem das Konzeptionskapitel (II) von Interesse, denn hier werden nicht nur verschiedenste „sozialpsychologische“ (Hofstede, Thomas, Welsch) und linguistische Ansätze (Knapp/Knapp-Potthoff, Müller-Jacquier) in aller Kürze resümiert, sondern vor allem aus der Diskussion heraus klare Konzepte zur Förderung interkultureller Kommunikationskompetenz entwickelt. Zu betonen ist, dass sich die in diesem Rahmen behandelten Perspektiven nicht zwangsläufig gegenseitig ausgrenzen, sondern vielmehr ergänzen, wie die Verfasserin schon in der ersten Hälfte des Kapitels überzeugend hervorhebt:

Sowohl Kulturerfassungsansätze als auch Ansätze zur Beschreibung von Kommunikationskonventionen und ihren Auswirkungen lassen sich in der Trainingspraxis einsetzen, um Orientierungswissen für die Analyse interkultureller Kommunikationssituationen zu vermitteln und Handlungsperspektiven für zukünftige Begegnungen zu erarbeiten. (Bosse 2011: 41)

Im dritten Kapitel werden dann nach einem kurzen aber überzeugenden Überblick zur Evaluationsforschung zunächst qualitative Evaluationsverfahren im Detail untersucht (insbesondere Methoden der Datenerhebung und –analyse), bevor sich die Autorin mit Fragen des Evaluationsdesigns auseinandersetzt. Zu begrüßen ist hier insbesondere die Schwerpunktsetzung auf Teilnehmerperspektiven, die durch Fragebögen vor und nach dem Training sowie detaillierte Interviews danach ermittelt werden.

Im vierten Kapitel wird dann die empirische Untersuchung genauestens dokumentiert und analysiert, wobei die im Rahmen von Intensivkursen durchgeführte kommunikative Bearbeitung von zwei Trainingsfilmen und mehreren Erlebniserzählungen im Mittelpunkt steht. Überwiegend in chronologischer Reihenfolge wird hier jeweils der Gesprächsverlauf mit teilweise eine Druckseite umfassenden Zitaten sehr ausführlich beschrieben und linguistisch kommentiert. Zudem finden sich im Anhang die Transkripte der beiden Filme, die zum Verständnis der Diskussion und zum Transfer des Trainingskonzeptes sehr hilfreich sind, und von daher vorab gelesen werden sollten. Sowohl in diesem Kontext, als auch später in der Schlussbetrachtung, betont die Verfasserin noch mehrmals, dass ihr linguistischer Ansatz zur Ergänzung kulturwissenschaftlicher, psychologischer, soziologischer und anthropologischer Theorie und Trainingspraxis vorgestellt wird, und keinesfalls als Ersatz derselben, denn es geht ja schließlich darum, „den vielfältigen interdisziplinären Bezugspunkten des Forschungsgebietes Interkulturelle Kommunikation Rechnung“ zu tragen (S. 412). Umso überraschender ist freilich, dass die Untersuchung selber fast ausschließlich linguistisch fundiert ist.

Exemplarisch für diese Ausrichtung ist gleich die erste Diskussion nach der Rezeption des Trainingsfilms, der die potentielle Interaktion zwischen einem deutschen und einem tansanischen Geschäftspartner spiegelt. Wie angedeutet, geht es dabei letztlich vor allem darum, „die Wahrnehmungs- und Attributionsgewohnheiten der Teilnehmer transparent zu machen und dafür zu sensibilisieren, dass eine differenzierte Wahrnehmung kommunikativen Handelns zu den Grundvoraussetzungen interkultureller Kommunikationsfähigkeit gehört“ (S. 170). Gerade in ersterer Hinsicht, also etwa mit Blick auf die Verdeutlichung von Stereotypen sowie den engen Grenzen kommunikativer Kompetenz der Teilnehmer, ist die Trainingssequenz aus Forscherperspektive zweifellos gelungen. Fragwürdig bleibt allerdings, in wie weit die Filmanalyse deutlich zum Abbau oder letztlich vielmehr zur Stabilisierung der fest internalisierten Stereotypen mancher Teilnehmer beigetragen hat. Hakan und Liu etwa haben das zeitgebundene Insistieren des deutschen Gesprächspartners, Herrn Ross, gleich zu

Beginn der Filmanalyse als „typisch deutsch“ resümiert und halten an dieser Kategorisierung auch am Ende der Diskussion fest. Gerade hier gibt es kaum Anzeichen einer Reflexion tradiertter Wahrnehmungsmuster oder wenigstens eine situationspezifische Differenzierung der normativen Vorstellungen. Auch bei anderen Teilnehmern der anderen Trainingseinheiten halten sich die Erfolge immer wieder in Grenzen. Woran dies liegt, muss letztlich offen bleiben, denn der Leser erhält nur äußerst limitierte Informationen zum Hintergrund der Teilnehmer (Erziehung, berufliche/private Erfahrungen mit Personen anderer Kulturen?) oder zu deren Vorbereitung für die Filmanalyse (Diskussion der vorgestellten Kulturdimensionen, Grundlagen der Textkritik?), und es bleibt auch offen, wie und mit welchen Mitteln ggf. nachbereitet werden kann (welcher Seminarbesuch könnte etwa nachträglich das kurze Training sinnvoll ergänzen?).

In diesem Rahmen ist die Teilnehmerübersicht in Anhang 3 zwar als erster Ansatz positiv zu werten, zur Interpretation der kognitiven und affektiven Handlungsmuster der Beteiligten reicht sie allerdings nicht aus. Eher rudimentär erscheint auch die Besprechung der Dimensionen kultureller Unterschiede in Anlehnung an Scheitza (S. 107), und warum dieser Ansatz etwa den zu Anfang resümierten Theorien von Hofstede, Thomas oder GLOBE vorgezogen wurde, bleibt nicht nur den Teilnehmern unklar, die teilweise ja sehr wohl Vorkenntnisse in interkultureller Kommunikation aufweisen konnten (wenngleich nicht bekannt ist, welche Theorien/Konzepte hier möglicherweise prägend waren). Der kurze Hinweis darauf, dass es der Verfasserin um die Überwindung nationalkultureller Grenzen geht (ebda.), reicht sicher nicht aus, um die tradierten Kulturerfassungsmodelle zu Gunsten des zumindest auf den ersten Blick keinesfalls überlegeneren Systems von Scheitza „ad acta“ zu legen. Schließlich hat schon Hofstede in *Culture's Consequences* auf die Möglichkeit und Notwendigkeit verwiesen, den Kulturbegriff über seinen zentralen nationalen Ansatz hinaus offen zu verstehen („can be applied to any human collectivity“, 2001: 10). Dies gilt grundsätzlich auch für Hampden-Turner und Trompenaars sowie die GLOBE Studie, und auf eine ganz andere Art für den keinesfalls unumstrittenen, bei Bosse aber einseitig vorbildhaft zitierten Welsch (S. 31). In dieser Hinsicht ist die vorgeschlagene rigide Grenzziehung zwischen Kohärenz- und kohäsionsorientierten Konzepten noch einmal zu überdenken, und im Anschluss daran die Entscheidung für Scheitza entweder überzeugender zu legitimieren oder fallen zu lassen.

In jedem Fall ist die akademische Entscheidung für ein Kulturerfassungsmodell ähnlich wie die Entscheidung für bestimmte linguistische, soziologische oder anthropologische Ansätze

den Teilnehmern zu verdeutlichen, und anschließend gilt es die selektierten Ansätze konsequent in die Gesprächsleitung und –analyse zu integrieren. Konsequenz zeigt die Studie jedoch allenfalls in linguistischer Hinsicht, und dies ist bedauerlich, denn Teilnehmer wie Hakan und Liu hätten sicherlich von einer etwas intensiveren Einführung in Kulturerfassungs- und Kommunikationskonventionsansätzen profitiert. Gerade beim Versuch, die Stereotypen kognitiv schwacher Teilnehmer abzubauen, gilt schließlich, dass ein souverän auf Erkenntnisse der oben genannten Disziplinen aufbauender interdisziplinärer Ansatz dem weitgehend einer Disziplin verpflichteten Trainingsprinzip tendenziell weit überlegen ist.